

Dr. Vincenz Brehm:

Ein fossiler Krebs im Wiener Grundwasser

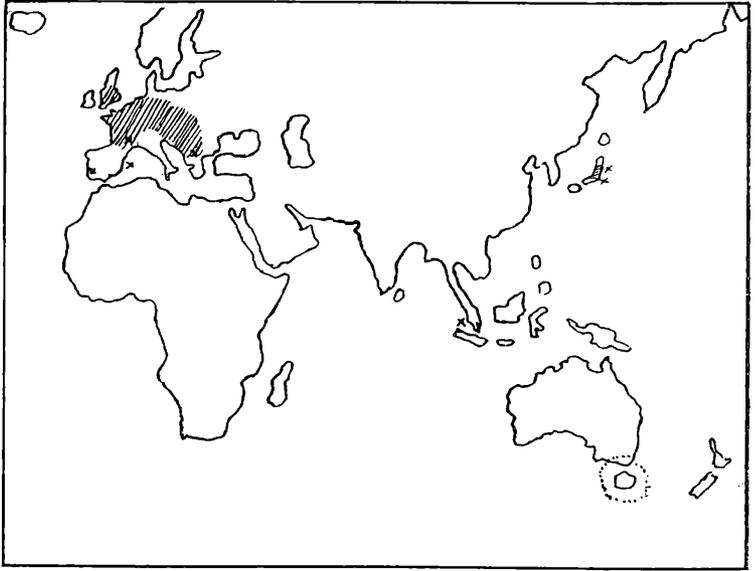
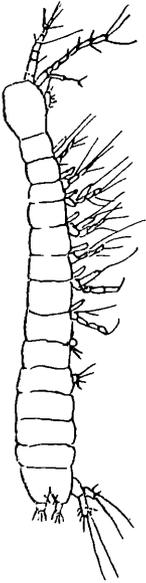
Vor kurzem gelang es Dr. Vornatscher, in einem Wiener Brunnen erstmalig für Österreich das Vorkommen der *Bathynella* nachzuweisen, eines Tieres, das zu den merkwürdigsten Formen der europäischen Fauna zählt. Da mit noch weiteren Funden dieses zu den Krebsen gehörigen Organismus bei uns zu rechnen ist, mag es angezeigt sein, weitere Kreise auf *Bathynella* und ihre Verwandten aufmerksam zu machen.

Im Jahre 1880 fand der Prager Zoologe Vajdovsky zwei Exemplare in einem Brunnen Prags. Er erkannte die ungewöhnliche systematische Stellung der Form, ließ aber, da sie eben mit keinem bereits bekannten Typus des Krebses in Einklang zu bringen war, eine Fixierung der systematischen Stellung offen, die er erst auf Grund eines umfangreichen Materials geben zu können hoffte. Alle Versuche, weiteres Material zu erlangen, blieben jedoch erfolglos. So kam es, daß man in Fachkreisen an Beobachtungsirrtümer des doch so erfahrenen Zoologen glaubte und daß sich der Gedanke durchsetzte, die *Bathynella* existiere gar nicht. So passierte es dem Schreiber dieser Zeilen, daß bei einem zoologischen Kongreß, als die Rede auf *Bathynella* kam, ihm entgegengehalten wurde: „Was, Sie glauben noch an die *Bathynella*? Da fehlte gerade noch, daß jemand lebendige Trilobiten aus einem Brunnen auf dem Hradschin herausholte!“ Diese Bemerkung zielte auf einen Bericht des englischen Zoologen Calman ab, dem das einzige leidlich brauchbare Präparat Vajdovskys vorgelegt hatte und der zur Überzeugung kam, daß *Bathynella* nächstverwandt mit *Krebstieren* sei, die man bisher nur fossil aus dem Altertum der Erdgeschichte (Perm und Carbon) kannte. Der Fall lag also ähnlich der kürzlichen Entdeckung zweier *Crossopterygier* an der Küste Südafrikas und Madagascars, da diese Tiere auch als längst ausgestorben galten. Der Fall *Bathynella* gestaltete sich noch verzwickter, als man endlich doch noch lebende Verwandte dieses Tieres fand und zwar auf der Insel Tasmanien.

Man wird es unter diesen Umständen begreiflich finden, daß man mit Ungeduld auf die Entdeckung weiterer *Bathynella*-

Exemplare hoffte. Aber trotz aller darauf gerichteten Versuche verging Jahr um Jahr, ohne daß ein solcher Fund gelang. Es wirkte daher gerade als Sensation, als im Jahre 1913 das verschollene Tier wiederentdeckt wurde und zwar durch P. A. Chappuis in einem Brunnen in der Schweiz. — Bevor noch der glückliche Entdecker darangehen konnte, die Entwicklungsgeschichte der *Bathynella* zu studieren, wurde der Brunnen zugeschüttet und die Zoologen mußten sich abermals damit abfinden, auf eine neuerliche Entdeckung zu warten. Diese erfolgte, schneller als man nach den früher gemachten Erfahrungen erwarten konnte, in einer Höhle des Schweizer Jura. Nun war der Bann gebrochen. Zu den drei bisher geglückten Funden gesellten sich bald weitere in Mitteleuropa. Schließlich stellte sich heraus, daß die ungewöhnliche Seltenheit dieses Tieres dadurch vorgetäuscht wurde, daß man es an unrichtigen Stellen gesucht hatte. *Bathynella* ist eigentlich kein Brunnen- und auch kein Höhlentier sondern ein Bewohner des kapillaren Grundwassers.

Die weiteren Funde zeigten, daß bei uns zwei *Bathynella*-Arten vorkommen, *B. natans* und *Chappuisi*, und daß sogar noch eine zweite Gattung existiert, die Chappuis auf der Balkanhalbinsel entdeckte: *Parabathynella*. Letztere konnte sogar auf der malayischen Halbinsel nachgewiesen werden, wodurch das erste Vorkommen dieser altertümlichen Tierfamilie außerhalb Europas festgestellt wurde. Im Laufe der letzten zehn Jahre häuften sich die Entdeckungen auf diesem Gebiet und stellten uns vor mehrere tiergeographische Rätsel, von denen nur einiges angedeutet sei. Zunächst gelang es, in Südeuropa weitere *Parabathynellen* zu finden, deren Vorkommen aus der Karte ersichtlich ist. Ferner meldete soeben Masuzo Uëno das Vorkommen zweier neuer Arten dieser Gattung aus Japan. In Europa liegen die Verhältnisse so, daß die *Bathynellen* mehr kühleren Gebieten angehören, jedoch im Norden völlig fehlen, während *Parabathynella* sich auf den Süden beschränkt. Eine Durchkreuzung der beiden Areale konnte bei Locarno nachgewiesen werden, wo *Bathynella* ihr südlichstes Vorkommen bei uns hat.



Links: Habitusbild der etwa 1 mm langen farblosen *Bathynella Chappuisi*. Dorsalansicht mit halbseitig eingezeichneten Extremitäten.

Rechts: Verbreitungskarte der Bathynelliden: schraffiert *Bathynella* und *Parabathynella* sowie die verwandten Gattungen *Koonunga*, *Anaspides* etc. von Tasmanien (punktiert). Das Zeichen * betrifft das Vorkommen folgender Arten: *lusitanica* (Portugal), *phreatica* (Skoplje), cf. *phreatica* (Balearen), *stygia* (Serbien), spec.? *Banyuls malaya* (Kwala-Lumpur), *Miurai* (Japan) und *carinata* (Japan).

Die soeben aus Japan gemeldeten neuen Arten *Bathynella Morimotoi*, *Parabathynella Miurai* und *Parabathynella carinata* stammen aus dem gleichen Wohngebiet. Ob es sich da um die Überschneidungszone eines nördlichen *Bathynella*-Areal und eines südlichen *Parabathynella*-Areal handelt, können erst künftige Entdeckungen erkennen lassen. Und da wir auch über den enormen Raum zwischen dem japanischen Wohngebiete und den mitteleuropäischen Kolonien hinsichtlich der Bathynellen nichts wissen, stehen da der Spekulation über die Herkunft der Bathynellen Tür und Tor offen. Doch schränken zwei andere Befunde die möglichen Hypothesen ein.

Es fiel erst in letzter Zeit auf, daß viele Elemente unserer Subterranafauna in verwandtschaftlichen Beziehungen zur Meeresfauna stehen. Und zwar handelt es sich da nicht etwa um junge Einwanderer, sondern um Tiere, die schon in der geologischen Vergangenheit aus dem marinen Milieu ins Süßwasser gelangt sein müssen. Dies ergibt sich einmal daraus, daß die im Meere noch nachweisbaren Formen keine nahe Verwandtschaft erkennen lassen, oder daß überhaupt im Meere keine Verwandten entdeckt werden konnten, wie das bei dem in den adriatischen Höhlensystemen le-

benden Röhrenwurm *Marifuga* der Fall ist, der noch in der Gegend von Laibach vorkommt, also in Grundwasser, das schon längst keinen Zusammenhang mit der Adria mehr hat, da es jenseits der Wasserscheide liegt. Man könnte nach solchen Beispielen vermuten, daß auch die Bathynellen aus dem Meere ins Süßwasser gelangt wären. Überraschenderweise sind aber fast alle bekannten Verwandten bereits im Perm Süßwasserbewohner gewesen, nur im Carbon fanden sich zwei marine Formen, so daß die Bathynellen schon im Carbon den Milieuwechsel mitgemacht haben müssen. Es handelt sich also um ein uraltes Element der Süßwasserfauna, und es kann daher nicht überraschen, daß *Bathynella* auch in England vorkommt, das ja noch vor kurzem mit dem europäischen Kontinent landfest verbunden war, und auch auf den japanischen Inseln, die sich schon vor längerer Zeit vom asiatischen Kontinent losgelöst haben.

Wenn nun aber die Bathynellen schon seit längerer Zeit im Süßwasser Europas heimisch gewesen sein müssen, dann stehen wir vor einem neuen Rätsel, wenn wir sehen, daß sie augenscheinlich in Amerika fehlen. Bis heute wurde von dort kein Fund gemeldet, und wir wissen doch, daß eine landfeste Verbindung

Europas und Nordamerikas vor kurzem noch existierte.

Und noch eines Punktes sei schließlich gedacht: Wir wissen heute, daß die reiche Liste von unterirdisch lebenden Tieren Mittel- und Südeuropas nicht einen Vertreter in Nordeuropa aufweist, und wir sind uns ziemlich klar darüber, daß dieses Fehlen unserer Subterrana-fauna im Norden durch die eiszeitlichen Verhältnisse bedingt ist. Man hat lange Zeit mit dieser Erscheinung auch in Zusammenhang gebracht, daß die Bathynellafunde alle außerhalb der Vereisungsgebiete gelegen sind. Nun aber entdeckte Chappuis, dem wir die meisten Aufschlüsse über diese merkwürdigen Tiere verdanken, eine Bathynella-kolonie bei Samaden im Engadin in einer Seehöhe von 1700 Metern, also in einem Gebiet, das ebenso wie der hohe Norden während des Glazials unter einer gewaltigen Eislast begraben lag.

Wir wissen in biologischer wie in tiergeographischer Hinsicht noch zu wenig über die Bathynellen, um mit Erfolg deren Verbreitungsgeschichte erörtern zu können. Vielleicht können weitere Funde auf österreichischem Boden hiezu noch etwas beitragen, nachdem mit Vornatschers Fund in Wien ein Anfang gemacht wurde. Es steht ja noch die Frage offen, ob die mitteleuropäischen Funde zu zwei verschiedenen Arten gehören (B. natans und Chappuisi) oder ob die Trennung dieser beiden Arten nicht zu recht besteht.

Massenversammlung von Marienkäfern

Im Oktober 1951 besuchte ich einmal mit meinem Wanderfreunde Stud.-Rat Prof. Widtl den Eichkogel bei Mödling. In den späten Vormittagsstunden waren wir auf der Südseite gegen Thallern angelangt, wo einige Kalkfelsen auf dem Trockenrasen aufragen. Zwei von ihnen, die eine fast vegetationslose, zusammenhängende Felspartie bilden, waren übersät mit Tausenden von kribbelnden Marienkäfern (Siebenpunkt), so daß das Gestein rot gefleckt aussah. Ich habe eine solche Unmenge von Käfern noch nie auf einer Stelle beisammen gesehen, obwohl ich mich erinnere, vor Jahren bei der Eisernen Hand am Kahlenberg und ebenfalls auf südseitigen Felsen bei Baden einmal solche „Käferversammlungen“ aber in weit geringerem Ausmaße, be-

obachtet zu haben. Es ist nun bekannt, daß in bestimmten Jahren und in gewissen Gegenden eben auf Fels- und Geröllpartien solche Käfermassen festgestellt worden sind, ohne daß man, soweit ich orientiert bin, irgendwelche Beziehungen oder Regelmäßigkeiten aufzeigen konnte. Es wäre interessant zu erfahren, ob solche Beobachtungen auch anderwärts gemacht wurden.

Rkr.

Die Pripjet-Sümpfe verschwinden

Die UdSSR, das Land kontinentumspannender Planungen auf weiteste Sicht, geht daran, die Pripjet-Sümpfe, vielen unserer männlichen Leser aus zwei Weltkriegen in unangenehmer Erinnerung, in fruchttragendes Land zu verwandeln.

Zuerst wird eine hydrogeologische Karte erstellt; dann wird das Flußbett des Pripjet und seiner Nebenflüsse vertieft, gleichsam eine Drainage immensen Ausmaßes vorgenommen. Die Flüsse können mehr Wasser aufnehmen, der Grundwasserspiegel sinkt auf eine für die Landwirtschaft günstige Tiefe, Torfmoore trocknen aus, Torf und flüssige Brennstoffe werden gewonnen; Maschinen pflügen, säen, ernten ab. Was früher Elendsgebiet und Malariaherd war auf hunderte von Kilometern, wird gelbwogendes Weizenmeer werden.

(Sowj. Informationsdienst.)

Einfaches Holztrocknen

Bei der Holzbeschaffung hat bisher der Abtransport des Holzes stets die größten Schwierigkeiten bereitet, da frisch geschlagene Bäume viel Feuchtigkeit enthalten, die das Gewicht des Stammes beträchtlich erhöht. Beim Flößen des Holzes sinken die nassen Stämme oft unter, sodaß für die Volkswirtschaft großer Schaden entsteht. Ein verblüffend einfaches Verfahren, Stammholz zu trocknen, hat der sowjetische Ingenieur P. S. Sacharow gefunden: Man läßt die geschlagenen Bäume mit der vollen Krone 5 Tage liegen; das Laub zieht alle Feuchtigkeit aus dem Stamm und gibt sie an die Luft ab.

Wieder einmal ist bewiesen, das einfachste Verfahren ist das beste. Allerdings, finden muß man es.

(Sowj. Informationsdienst.)

Der Besuch der Ausstellung

WIENER WALD IN GEFAHR

ist Ehrenpflicht jedes Naturfreundes!

Vorkommen und einstige Verbreitung des Scheltopusik

Der Scheltopusik¹⁾ (*Ophisaurus apus* Pall.) ist, wie auch die allen bekannte Blindschleiche (*Anguis fragilis* L.) eine fußlos gewordene Eidechse. Beide gehören zur Familie der Schleichen, die mit den eigentlichen Schlangen nur die äußere Form gemeinsam haben. Während die Blindschleiche heute bei uns heimisch und weit verbreitet ist, bewohnt der Scheltopusik den Balkan, Südrußland und ganz Vorderasien und erreicht heute seine nordwestlichste Verbreitungsgrenze in Istrien und Dalmatien, ist also an ein etwas wärmeres Klima (mit milderem Winter) gebunden. Das Vorkommen am Troppberg bei Gablitz (NÖ.) ist auf Verpflanzung durch den Menschen zurückzuführen.

Abgesehen von der beinahe doppelten Größe, unterscheidet sich der heutige Scheltopusik von der Blindschleiche vor allem durch die sogenannte Seitenfalte, die stumpf kegelförmigen Zähne und durch bedeutend kräftigere, unter den Hornschuppen liegende Knochenplättchen, die oberflächlich ornamentiert sind. Diesem wohl beweglichen, aber recht widerstandsfähigen Panzer verdankt *Ophisaurus* den Namen Panzerschleiche.

Derartige isoliert gefundene Knochenplatten waren es, die zum erstmaligen Nachweis des Scheltopusiks im heimischen Tertiär führten. Sie stammen aus oberpannonischen Süßwassermergeln vom Eichkogel bei Mödling²⁾. Die Plättchen, deren Umriss je nach Lage symmetrisch oder asymmetrisch ausgebildet ist, sind außen teilweise skulpturiert, indem neben einem glatten, etwas erhabenen Rand an der Schuppenwurzel die Oberfläche durch radiär verlaufende Rinnen und unregelmäßig angeordnete Wülste ornamentiert ist. Dieser Teil ist beim lebenden Tier von den Hornschuppen bedeckt. So dürftig auch diese wenigen, nur einige Millimeter messenden Reste sind, so genügen sie dank ihrer charakteristischen Gestalt zum Nachweis von *Ophisaurus*, da die ähnlich gestalteten Knochenplättchen der Blindschleiche bedeutend dünner und kleiner sind.

Mit diesem erstmaligen Nachweis eines fossilen Scheltopusik in Österreich ist eine Verbreitungslücke geschlossen, die durch die bisherigen Fossilfunde im mitteleuropäischen Jungtertiär gegeben war. Sehr interessant ist die Verbreitung die-



Pilzdrillinge: Im Oktober des Jahres 1950 wurde im Wiener Wald ein bemerkenswerter Pilzfund gemacht. Unser Bild zeigt diesen Herrenpilz, auf dessen Hut ein zweiter und ein dritter entspringt. Während Pilzwillinge immer wieder gefunden werden, zählt ein derartiger Drillingspilz doch zu den größeren Seltenheiten und verdient als solcher besondere Aufmerksamkeit. Dr. Ma.

Aufn.: Archiv N.-Ö. Landesmuseum.

ser Formen im Laufe des Tertiärs. Während nämlich im Oligozän und Miozän fossile *Ophisaurus*-Reste aus Frankreich, Mittel-, Ost- und Süddeutschland vorliegen (*Ophisaurus moguntinus*), finden sie sich im Pliozän in Österreich (Eichkogel), Ungarn und Südrußland (*Ophisaurus pannonicus*). Im Quartär hingegen sind die *Ophisaurus*-Arten nur mehr aus dem südlichen Ungarn und südlicheren Gebieten (Balkan) bekannt geworden.

So sieht man, wie die Gattung *Ophisaurus* einst auch West- und Mitteleuropa besiedelte und durch die im jüngeren Tertiär langsam einsetzende Klimaverschlechterung immer mehr nach Süden und Südosten abgedrängt wurde. Dieses schrittweise Zurückweichen ist auch bei zahlreichen anderen Organismen während des Tertiärs festzustellen und es sei bloß an die Korallenriffe und die marine Mollusken- und Fischfauna des mitteleuropäischen Tertiärs erinnert.

Erich Theunus.

¹⁾ Korrekterweise kommt die Bezeichnung Scheltopusik einer Schlange, *Zamenis caspius*, zu.

²⁾ Die Stücke wurden durch Herrn Ae. Edlauer, Weidling, gefunden und befinden sich in der Sammlung E. Weinfurter Wien.

Ein schwerer Hornotternbiß und sein Verlauf

Es geschah am Mittwoch, den 8. Juli 1942, bei Hirt in Kärnten. Bis 10 Uhr vormittag sah es stark nach Regen aus, dann änderte sich das Wetter und die Sonne stach brennheiß herunter. Ein guter Tag, um Vipern zu fangen. Kurt Klar und ich, wir kletterten deshalb den steilen Hang hinauf, ohne Rücksicht auf zerrissene Strümpfe und Hosen. Nahezu undurchdringlich war der breite Streifen junger, zu dicht gesetzter Fichten und ebensowenig Freude machte uns das weite Brombeerengestrüpp, durch das wir hindurch mußten, um zu einem der besten Hornotterplätze Kärntens zu gelangen. Dann lag er vor uns. Ein steiler Wiesenhang an der Sonnseite, durchsetzt mit großen Felsblöcken, Geröllhalden und Gestrüpp. Den Abschluß bildete eine uneinnehmbare, hohe, spaltenreiche Felswand, wo die Hornottern immer überwintern. Links und rechts wurde der Wiesenhang vom Hochwald begrenzt. Den heißen Sonnenstrahlen war der Hang ununterbrochen ausgesetzt, gegen den Wind aber ganz geschützt. Es gab nicht viele Plätze in Kärnten, wo die Hornotter so häufig auftrat wie hier.

Zwei Tage zuvor entkam uns da ein trächtiges Weibchen von besonderer Größe. Gerade ein trächtiges Weibchen zu bekommen, war aber unser besonderer Wunsch, denn zu dieser Zeit machten wir gerade Untersuchungen über die Veränderungen des Farbkleides während der Wachstumsperiode bei gewissen europäischen Viperiden, eine Arbeit, die leider bis heute noch nicht ganz abgeschlossen wurde.

Da, kaum zwei Schritte vor mir, in der ersten kleinen Geröllhalde, sah ich wieder die große, rostrote, trächtige Otter. Eng verschlungen lag sie mit einem noch viel größerem, silbergrauen Männchen in der Sonne. Durch eine ungeschickte Bewegung rollte ein faustgroßer Stein unter meinen Füßen davon. Sofort trennten sich diese herrlichen Schlangenleiber und krochen flink, eng an das Gestein gepreßt in der Richtung auf ein zwei Meter entferntes, stacheliges Gestrüpp zu. Hier, in dieser Halde nützte mir auch die sonst so bewährte, mit einem Gummiband überspannte Gabel nichts mehr.

Wie schon so oft — ein rascher, beherzter Griff mit der rechten Hand nach der Schwanzspitze des von mir weiter entfernten Männchens und ebenso nach dem Weibchen, alles in einem Zug. Bevor ich aber ein Exemplar in die andere

Hand nehmen konnte, schlängelte sich das Weibchen blitzschnell am Männchen empor und biß mich zweimal kurz hintereinander in das unterste Glied des Ringfingers der rechten Hand. Um nicht noch mehr von diesem höllischen Tropfen zu bekommen, schleuderte ich das Weibchen sachte von mir. Kurt verstaute das prächtige Männchen im Fangbeutel, während ich sofort die Bißstelle mit etwas Brennspritus reinigte, mit einigen Rasierklingenschnitten die Zahnabdrücke verband und in die Schnittöffnungen etliche Permanganatkristalle drückte. Dann preßte ich soviel Blut als nur möglich aus den Wunden.

Dies geschah Schlag 12 Uhr mittags bei Gewitterstimmung. Nach zwei Minuten war der ganze Finger angeschwollen und aus den Schnittwunden kam kein Tropfen Blut mehr. Auch nachdem ich mir noch einige weitere kleine Schnittwunden an der Bißstelle beibrachte, erfolgte nur mehr eine ganz ungenügende Blutung. Handgelenk und Oberarm wurden gleich nach der Herumschneiderei mit einer Schnur abgebunden. So wollte ich ein zu rasches Eindringen des Giftes in den Körper verhindern, sozusagen den Körper an das Gift gewöhnen. Beim sofort angetretenen Abstieg zeigte Kurt auf die über uns stehenden, schweren Gewitterwolken und meinte, wir würden bald naß werden. In Zwischenwässern angelangt, brachte mich dann ein Motorradfahrer der Fabrik nach Friesach ins Krankenhaus.

Im Spital war kein Serum vorhanden, es mußte erst aus der Apotheke geholt werden. Vom Zeitpunkt des Doppelbisses bis zur intramuskulären Einspritzung von 10 ccm Behringserum verging genau eine Stunde. Der Abschnürungen hatte ich mich schon etliche Minuten vorher entledigt. In dieser Stunde schwoll die ganze Hand sehr stark an und mit der stärkeren Schwellung kamen auch die ersten Schmerzen. Der Ringfinger färbte sich dunkelblau und violett. Als das Gewitter aufhörte, verließ ich das Krankenhaus und begab mich in mein Hotel. Hungrig wie immer, bestellte ich mir ein ausgiebiges Mittagessen und ließ es mir noch gut schmecken.

Gegen 15 Uhr überkam mich ein leichtes Schwächegefühl mit starkem Brechreiz. Um im Hotel jedes Kranksein zu vermeiden, entschloß ich mich deshalb für einen weiteren Aufenthalt im Krankenhaus, wo man mich bereits erwartete.

Um 16 Uhr bekam ich 1,7 ccm Coramin. bis 19 Uhr mußte ich noch sehr oft erbrechen und hatte dabei schrecklichen Durchfall. Die Geschwulst drang inzwischen bis zur Schulter vor. Nachdem ich eine, durch die starke Dehnung der Haut recht schmerzhaft und schlaflose Nacht verbrachte, gingen die Schmerzen am nächsten Tag ziemlich zurück. An diesem Donnerstag (9. Juli 1942) bekam ich um 9 und 14 Uhr wieder je 1,7 ccm Coramin. Der ganze Arm war gelb und bläulich marmoriert, nahezu die ganze Hand war blauschwarz und der Finger sah bald wie teilweise verkohlt aus. Die Geschwulst griff mittags auf die rechte und linke Brustseite über und auch Hals und Kinn bildeten beinahe eine gerade Linie. Trotzdem hatte ich keine Schmerzen mehr. Ich fühlte mich zwar ganz schwach, aber wenn mir die anderen Patienten und die Schwestern auch schworen, ich würde wegen dem Vipernbiß den ganzen Arm verlieren, lachte ich sie nur aus. Schon von früheren Vipernbissen her wußte ich, daß gute Laune und Zuversicht auch ein nicht zu unterschätzendes Antitoxin sind.

Am Freitag, den 10. Juli 1942 bildete sich ein riesiger Wassersack, der von der Achselhöhle bis zur rechten Hüfte reichte. Ich war an diesem Tag so schwach, daß ich von der Krankenschwester und dem Freund gefüttert werden mußte. Wieder bekam ich zweimal Coramin und schlief in der folgenden Nacht recht gut.

Am Samstag, den 11. Juli 1942 war der Wassersack verschwunden und ebenso die Geschwulst an Brust und Hals. Unterarm und Hand blieben noch unverändert. Die an der Hand vom Mittwoch zum Donnerstag zahlreich aufgetretenen bohnen großen, blauschwarzen Blasen schnitt ich auf und es ergoß sich daraus eine übelriechende, dunkle, wässrige Flüssigkeit. Ich wußte, daß ich nun das Ärgste überstanden hatte und es nur mehr besser werden konnte. Deshalb

verließ ich auf eigene Verantwortung das Krankenhaus. Die Hand und den Unterarm ließ ich mir in feuchte Tücher mit essigsaurer Tonerde wickeln, worüber ich einen Kautschukklappen schlug. Für die nächsten drei Tage trug ich die Hand noch in der Schlinge.

Am Sonntag, den 12. Juli 1942 war nach vier Tagen endlich wieder ein halbwegs warmes Wetter und es düsterte mich danach, die Übeltäterin als ein Andenken ganz besonderer Art doch noch einzufangen und lebend heim zu bringen.

Beim Aufstieg schmerzten mich zwar noch alle Glieder und ich mußte mehrmals eine Pause einschalten. Kaum aber erreichte ich den Rand der ersten Halde, sah ich auch wieder das schöne Otterweibchen am selben Fleck wie Mittwoch, in der Sonne ruhen. Eine absichtliche, aufscheuende Bewegung mit dem linken Arm und schon flüchtete die Otter. Ich war aber schneller und ergriff sie sicher am Schwanzende. Voll Freude über den Erfolg, steckte ich die Otter in den von Kurt bereitgehaltenen offenen Sack. In kaum einer halben Minute war das ganze spannende Werk vollbracht.

Am 14. Juli 1942 abends bekam ich innerhalb weniger Minuten einen Nesselausschlag als Folge der Serumbehandlung, der wortwörtlich vom Scheitel bis zur Sohle reichte. Mit Hautpuder behandelt, war der Ausschlag am nächsten Morgen ganz verschwunden. Acht oder zehn Tage nach dem Biß war auch der gebissene Finger wieder in allerbesten Ordnung.

Abschließend möchte ich noch sagen, daß man bei einem Biß, der mit Serum behandelt wurde, nie genau trennen kann, welche Folgen dem Gift und welche dem Serum zuzuschreiben sind.

Viele meiner 19 Giftschlangenbisse, darunter auch solche von kleineren Exoten, verliefen viel harmloser als dieser Hornotterbiß, bei dem ich ausnahmsweise einmal Serum versuchte.

Unsere Toten

stud. Elisabeth Ehrendorfer

Dr. Friedl Knoll

Dr. Heribert Weninger

Am Sonntag, den 23. August 1953 erfüllte sich in den Bergen das Leben dreier junger Menschen, die auch uns eng verbunden waren: sie fanden bei einer Besteigung des Traunsteines in Oberösterreich den Tod. Dr. Heribert Weninger hat erst vor kurzem in einem Aufsatz über den Sinn des Bergsteigens („Die Ödlandfrage“) versucht, an die tiefsten Wurzeln des Bergsteigens zu rühren. Diese Gedanken sind nun zu seinem Vermächtnis an uns geworden Die „Gefährtentreue“, von der er schrieb hat er nun selbst erfüllt — und mit ihm zwei junge, aufblühende Menschenleben: Dr. Friedl Knoll, die Tochter des mehrjährigen Rektors der Wiener Universität, eine vielversprechende, wissenschaftliche Begabung, und Elisabeth Ehrendorfer, ein junges Menschenkind, Studentin der Mathematik.

In einer Seilschaft verbunden, haben sie ihre Kameradschaft mit dem Tode besiegelt, eine Kameradschaft, die, gleich allen edlen Werten, unerbittlich ist wie das Leben selbst. Wir aber wollen ihnen stets ein ehrendes Gedenken bewahren!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1953

Band/Volume: [1953_9-10](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Naturkunde. 64-69](#)